

UNIVERSITÄT TÜBINGEN

Begrüssung der aus dem Kriege heimgekehrten Studierenden

am 16. Februar 1919

in der Stiftskirche zu Tübingen

1. Rede des Rektors Professor D. Dr. Johannes Haller:
„Von Tod und Auferstehung der deutschen Nation.“
2. Ansprache des stud. med. Ferdinand Plate.



Tübingen

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)

U. T. 17]

1919

Liebe Kommilitonen! Werte Kollegen! Geehrte Gäste!

Es ist mir der Auftrag geworden, im Beginne dieses Studiensemesters, das nur zum Nutzen derer geschaffen wurde, die am Kriege teilnahmen, den Heimgekehrten im Namen unserer Universität herzlichen Willkommgruss zu bieten. Man wird es mir, denke ich, nachfühlen, wenn ich gestehe, dass die Aufgabe mir schwer wird. Wohl freut sich ein jeder über die stattliche Schar, die nach so langer Unterbrechung den Weg zu uns wieder gefunden hat, und über den schönen Eifer, mit dem die Arbeit wieder aufgenommen wird. Wohl wird das Herz einem warm beim Anblick von so viel Jugendfrische und Kraft, die uns der mörderische Krieg trotz allem gelassen hat, und die wir nun vor uns versammelt sehen, die leibliche Erscheinung dessen, was wir für die Zukunft erhoffen. Und doch — wie anders hatten wir uns diesen Tag und diese Stunde gedacht! Als vor viereinhalb Jahren auch Tübingens akademische Jugend zu den Fahnen eilte, kampflustig und siegesfroh, in begeisterter Hingabe an die hehre Idee des Vaterlands, das allen über alles ging, über alles in der Welt; als mit einem Ruck das akademische Leben stillstand, wie eine Uhr, in der die Feder gesprungen ist; als die Hörsäle für lange, lange Zeit verödeten, die Strassen der Stadt leblos wurden — da überwog doch auch bei denen, die den ganzen Ernst der Stunde erfassten, die stille Zuversicht, dass der Tag der Rückkehr ein Tag des Sieges und ein Fest der Freude sein werde. Später, als sich zeigte, dass die Not, in der wir schwebten, doch noch viel grösser war, als selbst die Kleinmütigen gedacht hatten; als die anfangs so gewisse Rechnung auf raschen Entscheid sich mehr und mehr als falsch erwies; als ein Kriegsjahr sich an das andere reihte, ein Feind nach dem andern aufstand und das Ende sich immer

weniger absehen liess; als die kühnen Erwartungen dahinschmolzen und die Wünsche bescheiden wurden; ja schliesslich, als selbst die letzte, noch einmal hell aufgeloderte Hoffnung auf Sieg jäh erloschen war — den Glauben wollte doch keiner von uns aufgeben, dass wir, wenn auch nicht als Sieger, so doch unbesiegt, und selbst wenn besiegt, so doch mit Ehren aus dem Kampfe hervorgehen, dass wir uns behaupten würden als geachtetes Mitglied im Kreise der Nationen. Dass wir völlig niedergeworfen, vernichtet, ja schlimmer als das, verachtet dastehen — was sage ich, dastehen: nein, daliegen, am Wege liegen bleiben würden, das hätte keiner geglaubt, wenn man es ihm vorhergesagt hätte.

Nun ist es doch so gekommen. Das Unglaubliche, Unfassbare ist geschehen. Deutschland, die erste Heeresmacht der Welt, das eben noch so gefürchtete Deutschland, vor dessen angeblichen Weltherrschaftsplänen die Leute jenseits des Weltmeers sich ängstigten, Deutschland ist ohnmächtig, preisgegeben jeder bösen Laune grausamer, rachsüchtiger Feinde, wehrlos gegenüber den frechen Gelüsten selbst der verächtlichsten Nachbarn, wie ein Leichnam, auf den sich die Aasgeier stürzen. Ja, schlimmer als dies, Deutschland hat mit dem Siege zugleich seine Ehre verloren. Einst durfte eine Königin von Preussen nach dem Zusammenbruch ihres Staates sprechen: „Wir gehen unter mit Ehren, geachtet von Nationen, und werden ewig Freunde haben, weil wir sie verdienen!“ Wir könnten heute diese Worte nicht wiederholen. In die Ohren gelte uns der höhnische Ausspruch des englischen Ministers von der „ehrlosen deutschen Nation“, noch greller das Urteil, das im hohen Rat der Feinde über unsern Kampf gefällt wurde: „Begonnen mit Unrecht, geendet in Schande!“ Und keine Stimme hat widersprochen, kein Anwalt unseres Rechts und unserer Ehre ist aufgestanden — wir haben keinen Freund und werden auf lange hinaus keinen haben. Ja, wir selbst müssen gegenüber solchem Schimpf verstummen. Zwar werden wir niemals zu gestehen brauchen, dass wir den Krieg mit Unrecht begonnen; verachten dürfen wir auch

die Toren und Elenden im eigenen Land, die es zu leugnen wagen, dass unser Kampf der gerechteste und heiligste Krieg war, den je ein Volk zur Rettung seiner Zukunft, seiner Freiheit, seines Daseins auf sich genommen. Aber schweigend müssen wir das Haupt senken, wenn man uns auf das Ende weist: geendet in Schande. Darauf können wir nichts antworten, denn wir wissen, es ist Wahrheit.

So kann auch der heutige Tag kein Tag der Freude sein. In Zeiten, da die ganze Nation Trauerkleider tragen sollte, ist auch für uns der einzige erlaubte Schmuck der Trauerflor, und die einzige Feier, die sich ziemte, wäre eine Trauerfeier zum Gedächtnis derer, die nicht mehr heimgekehrt sind aus einem Kampf, in dem sie, in hoher Begeisterung oder stiller Pflichterfüllung, ihr Leben opferten fürs Vaterland. Fürs Vaterland und für uns, die Ueberlebenden, die wir nun trauernd klagen müssen um so viel junge, frische Kraft, so viel erprobte Tüchtigkeit, die dahin sind für immer, Knospen, die der Tod geknickt, ehe sie sich öffneten, Blüten, die abfallen mussten, ehe sie Frucht bringen konnten, Früchte, die nicht zur Reife gelangen durften. Klagen möchten wir um all die Besten, die uns entrissen sind, um diese Hekatombe edelster Volkskraft, die nun so umsonst geopfert wurde. Und dabei ist uns doch, als riefen sie selbst uns zu: Weinet nicht über uns, sondern weinet über euch und über eure Kinder! Ja, selig sollten wir sie preisen, denen es erspart wurde, dieses Ende zu erleben; die hingehen durften im Glauben an Deutschlands Grösse und in zuversichtlicher Hoffnung seines Sieges.

Doch auch dafür ist heute die Stunde noch nicht gekommen. Noch ist ja der Krieg gar nicht zu Ende, noch sind Deutschlands Grenzen von neuen Feinden bedroht, die es abzuwehren gilt, wenn nicht kostbarer Besitz unserm Volkstum verloren gehen und am Ende gar alles, was Jahrhunderte geschaffen haben an Gütern und Werten der Arbeit und Gesittung, in wenigen Wochen zu Asche verbrennen soll. Noch wissen wir nicht, was die nahe Zukunft uns bringen kann — in kurzem vielleicht ein neues Aufgebot. Noch ist die Zahl der

Opfer, die der Krieg fordert, nicht erfüllt; jeder Tag heischt ihrer neue, schmerzliche, und noch hinter gar manchen Namen wird ein Kreuz gesetzt werden, bis der Tag erscheint, an dem es erlaubt sein wird, ihnen allen auch äusserlich das Denkmal zu errichten, das ihnen heute schon in unsern Herzen sicher ist.

Nein, der Janustempel ist noch nicht geschlossen! Je mehr unser gedankenlos dahinlebendes Völkchen, von törichten oder böswilligen Schwätzern verführt, sich in dem Wahne schaukelt, der Krieg sei aus, umso lauter müssen wir widersprechen. Solange noch räuberische Scharen unser Land bedrohen, solange gierige Nachbarn sich bemühen, vom Leibe des Reiches Fetzen abzureissen, solange ist kein Friede und darf kein Friede sein. Solange ist es auch noch zu früh, Rückschau zu halten über die Erlebnisse und Leistungen der Kriegsjahre und ihre Verluste. Erwarten Sie darum auch von mir in dieser Stunde nichts von dem. Nicht zu den Kämpfern des Weltkriegs und nicht von ihnen will ich sprechen, sondern zu den Studierenden, den Söhnen der Alma mater, die nach Jahren des Ferneseins heimkehren und die Arbeit ihres Berufes aufnehmen.

Nicht als ob ich, wir alle nicht wüssten, was wir denen schuldig sind, die in viereinhalb langen Jahren sich selbst, ihr Leben und ihre Gesundheit, ihr alles dransetzten, die Heimat zu schützen; die in kühnem Wagen und treuem Entsagen Grösstes geleistet und Schwerstes erduldet, auch für uns! Unser Dank ist darum nicht geringer, weil schliesslich alles doch umsonst war. Denn wir wissen es wohl: die draussen vor dem Feinde standen und dem Tod ins Auge sahen, haben ihre Pflicht getan. Nicht sie trifft die Schuld, wenn das Ende dennoch schmerzlich und schimpflich zugleich wurde, und das Heer, das vier Jahre lang die Bewunderung der Freunde und der Schrecken der Feinde gewesen, zuletzt sich verwandelte in eine wehrlose Schar und — Schlimmeres. Die Kämpfer haben keine Schuld daran. Sie hatten Stand gehalten auch gegen dutzendfache Uebermacht und auch den vielfach überlegenen Feind zu schlagen gewusst, bis die politische Gasvergiftung, von der Heimat ausgehend, die Front erreichte und Herzen und

Glieder lähmte. Und auch dann noch wäre das Schlimmste uns erspart geblieben, hätte nicht im gefährlichsten Augenblick wiederum die Heimat den Kämpfern den Dolch in den Rücken gestossen. Nur so konnte der stolze Baum gefällt, nur so das deutsche Heer überwunden werden, wie Siegfried von Hagen erschlagen ward. Das Volk der Heimat ist es gewesen, das den Krieg verloren, sich selbst mit Schande bedeckt und schliesslich das Heer mit sich in den Abgrund gerissen hat.

Das musste ausgesprochen werden, weil es das stärkste Bekenntnis der Dankespflicht ist, die wir dem kämpfenden Heere gegenüber fühlen, ein herbes, ein bitteres Bekenntnis, denn es redet zugleich von schwerer Schuld, die nie verziehen und kaum je ganz gestühnt werden kann. Es musste doppelt ausgesprochen werden, wenn wir nun den Blick hinwegwenden wollen vom Geschehenen zu dem was kommt, wenn wir uns die Frage vorlegen, was uns die Zukunft bringen kann und soll und wie wir uns zu ihr zu stellen haben. Und darauf kommt es heute in erster Linie an. Denn, wie ich schon sagte, ich sehe in Ihnen, Kommilitonen, die ich hier zu begrüßen habe, nicht die Kriegsteilnehmer, sondern die heimkehrenden Studenten, zu denen ich sprechen will nicht von dem, was sie getan und erlebt, sondern von dem was ihrer jetzt wartet, und was sie künftig tun sollen. Betrachtungen hierüber können aber nur dann etwas nützen, wenn sie vom Geiste strenger, unerbittlicher Wahrhaftigkeit getragen sind, die nichts verschweigt und nichts beschönigt. In unserer jammervollen Lage kann jede Selbsttäuschung, sei sie im Augenblick auch noch so angenehm und wohlthuend, zum Verhängnis werden. Allzulange haben wir uns in Illusionen gewiegt, Illusionen über die Welt und unser Volk; sie sind zerstört und zerstoben, und nur die volle Wahrheit noch kann uns helfen. Wahrheit über die Dinge und Wahrheit über uns selbst! Mit diesem Vorsatz wollen wir an die Frage herantreten: wo stehen wir und wohin führt der Weg?

Die Lage unseres armen Vaterlands zu schildern, erlassen Sie mir wohl. Jeder kennt sie, jeder sieht sie, der nur die Augen öffnet. Sie

selbst werden wohl bei Ihrer Heimkehr das Gefühl haben, in ein Haus zu treten, dessen Dach der Sturm hinweggerissen hat und dessen Wände geborsten sind. Deutschland gleicht heute dem Manne, der unter die Mörder gefallen war; und der barmherzige Samariter, der sich seiner annehme, will nicht erscheinen und wird nicht erscheinen. Sollen wir jemals uns wieder erheben, so werden wir es aus eigener Kraft tun müssen.

Da hören wir denn den Chor der Leichtherzigen sprechen: an der Wiedererhebung ist kein Zweifel; ein Volk von 70 Millionen, und ein Volk wie das deutsche, das so viel geleistet hat, das eben noch in der Blüte der Kraft, auf einem Höhepunkt seiner Entwicklung stand, kann nicht für immer untergehn. Es hat die Kräfte, sich wieder aufzurichten und wird es früher oder später tun.

Die Rede klingt gar tröstlich; aber ist sie auch wahr? Sind wir denn wirklich noch ein Volk von 70 Millionen, wenn man uns in West und Ost so viel entrissen hat? Und selbst wenn die Zahl richtig wäre, was bedeutete sie verglichen mit den Riesenziffern der Völker, die uns gegenüberstehen, die im beständigen Wachstum sind und sich alle Schätze der Erde gesichert haben, um sie unter sich zu verteilen, während man uns das meiste genommen hat oder nehmen wird, was wir an natürlichen Reichtümern besaßen, sodass nichts übrig bleibt als eine Volksmenge, zu gross, um sich vom heimischen Boden zu nähren, und zu arm, um sich die fehlende Nahrung zu kaufen? Nein, der Satz von den 70 Millionen beweist gar nichts für unsere Zukunft. Wer ihn richtig liest, kann statt der Zuversicht wohl gar noch ernstere Sorge aus ihm herauslesen.

Ein grosses Volk kann nicht untergehen, nicht endgültig beiseite geschoben werden, — so versichert man uns. Die Geschichte lehrt das Gegenteil in mehr als einem Beispiel. Was ist aus China geworden, dessen Herrschaft alle umliegenden Länder überschattete, was aus den Spaniern, in deren Reich die Sonne nicht unterging? Wo sind sie geblieben, die grossen Völker der ältesten Zeit, die ihren Nachbarn

Gesetze gaben und als die ersten das Licht der Gedanken entzündeten, das Reich der höheren Kultur erschlossen, Assur und Babylon und Aegypten? Verschwunden und verschollen sind sie, nichts ist übrig von ihnen als das Land, das sie bewohnten, und in dem heute die Reste dessen, was sie schufen, dastehen wie Leichensteine auf einem Riesenfriedhof. Wie viel ist in letzter Zeit vom Land Aegypten geredet worden, aber wer sprach dabei je vom Volk der Aegypter? Es ist, als sei es nicht mehr, und war doch einmal das erste seiner Zeit. Und wo ist das römische Volk hingekommen, das einst Jahrhunderte lang die ganze umgebende Welt beherrschte? Seine leiblichen Nachkommen leben heute noch, aber wer wird sie für die rechten Erben ihrer grossen Ahnen halten?

Nein, dass wir ein grosses Volk waren und sind, ein grosses nicht nur nach der Zahl, das gibt uns noch keinen Anspruch auf ewiges Leben. Auch im Völkerleben gibt es einen Tod, und gerade die grossen Völker sind es, die eines unnatürlichen Todes sterben. So furchtbar es klingt, der Gedanke lässt sich nicht verscheuchen: vielleicht stehen wir heute an der Totenbahre der deutschen Nation.

Aber wenn es einen Tod gibt im Leben der Völker, so gibt es auch eine Auferstehung! Die Geschichte zeigt auch dies an manchem Beispiel. Sie berichtet von den Persern des Altertums, die, nachdem ihr grosses Reich zerstört und unterworfen war, Jahrhunderte später eine nationale Wiedergeburt und Erhebung erlebten, die sie fähig machte, den dauernden Kampf mit dem römischen Weltreich aufzunehmen und zu bestehen. Sie erzählt von den Griechen, dass sie lange Jahrhunderte der Fremdherrschaft ertrugen und endlich doch die Kraft fanden, sich zu neuer Freiheit zu erheben. Vielleicht erleben wir in diesen Tagen ein ähnliches Schauspiel am Volk der Ukrainer, die, seit Jahrhunderten vergessen und verschollen, sich anschicken, ihren eignen Staat wieder aufzurichten.

Doch was brauchen wir nach Beispielen in fernen Zeiten und fremden Ländern zu suchen! Unsere eigene Vergangenheit bietet ja

den schönsten Beweis, wie ein Volk aus langer Ohnmacht und Niedrigkeit sich erheben kann zu stolzer Kraft, wie aus einem Lande, das durch Jahrhunderte der willense Spielball der Nachbarn war, über Nacht ein Reich werden kann, das furchtgebietend dasteht wie kein anderes.

Alle diese Vorgänge lehren auch deutlich, woher die Kräfte kommen, die zur Auferstehung führen. Die Erneuerung des persischen Reiches war möglich, weil der alte Volksgeist, genährt vom alten, heimischen Gottesglauben, auch unter der Fremdherrschaft nicht erstorben war. Dem griechischen Freiheitsaufstand ging eine Erhebung des griechischen Geistes voraus, in der das Volk sein altes stolzes Selbstbewusstsein wieder fand. Und von der Auferstehung des deutschen Reiches im 19. Jahrhundert wissen wir es alle, dass sie vorbereitet und eingeleitet war durch eine Auferstehung des deutschen Geistes in Wort und Schrift, in Wissenschaft und Kunst, einen Sonnenaufgang, dessen Glanz die Welt bewunderte, lange bevor sie es erfuhr, dass auch die deutschen Waffen zu fürchten seien. Auf dem Felde des Geistes, in Philosophie und Dichtung, als das Volk der Dichter und Denker hatten die so vielfach gespaltenen und zerrissenen Deutschen zuerst sich als Einheit fühlen gelernt. Durch die Taten ihres Geistes und die Anerkennung, die sie überall auch bei den Fremden fanden, war es ihnen erst voll zum Bewusstsein gekommen, was sie seien und sein könnten. Als das alte Reich zerfiel und die Franzosen ihre Herrschaft auf seinem Boden aufrichteten, da hätte man fürchten können, dass unter dem keineswegs immer drückenden Joche dieser Fremdherrschaft das Bewusstsein der eignen Art und ihrer Berechtigung schwände und der deutsche Geist sich für immer daran gewöhne, den Nachbarn die Schleppe zu tragen. Wenn das nicht geschah, wenn statt dessen vielmehr der Rückschlag erfolgte und schon die blosse Erinnerung an die wenigen Jahre der Knechtschaft genügte, damit noch nach Jahrzehnten, so oft die Gefahr von Westen drohte, alle deutschen Stämme sich zusammenfanden zu gemeinsamer Abwehr, so hat den vornehm-

sten Anteil daran ohne Zweifel die Tatsache, dass eben damals, als Frankreich den Deutschen den Fuss auf den Nacken zu setzen begann, die Deutschen gelernt hatten, sich ihren Nachbarn geistig ebenbürtig und überlegen zu fühlen. Hundert Jahre früher hätte man dieses Vorgangs nicht sicher sein können. Wäre Ludwig XIV dorthin gelangt, wo Napoleon I stand, er hätte Deutschland für immer unterwerfen können, und das deutsche Volk von damals, das Geschlecht, das in der materiellen Not und geistigen Oede der Jahrzehnte nach dem Dreissigjährigen Kriege erwachsen war, es hätte sich vielleicht nicht einmal sehr dagegen gesträubt, französisch zu werden. Das Volk Kants und Goethes, das Volk, dem auch die Nachbarn willig die geistige Führerschaft der Zeit zugestanden, es würde dauernde Knechtschaft und Verwelschung nicht mehr ertragen haben. So wurde Kant abgelöst durch Fichte, auf Goethe folgten Theodor Körner, Ernst Moritz Arndt, Rückert und Schenkendorff, und aus dem deutschen Gedanken erwuchs das Deutsche Reich.

„Es ist der Geist, der sich den Körper baut.“ Auch im Völkerleben. So lange der Geist eines Volkes lebendig ist, das heisst so lange es seine Sprache rein, seine besondere Art zu denken, zu fühlen und zu leben im Kern unverbildet, keim- und triebkräftig erhält, solange hat es noch eine Zukunft, mag auch die Gegenwart das Bild des leiblichen Todes zeigen. Der Geist lebt ewig, wenn er leben will; er kann eines Tages den Grabstein sprengen, der den erstorbenen Körper deckt, und wieder hervorbrechen zu neuem Leben und Schaffen.

Wir sagen uns das nicht, um uns zu trösten, denn es wäre ein magerer Trost. Vermag doch niemand zu ahnen, wie lange es dauern kann, bis der Tag der Auferstehung anbricht. Man erinnert uns heute so gern an den Vorgang des Dreissigjährigen Krieges und Westfälischen Friedens. Auch damals, so sagt man, habe Deutschland ohnmächtig und ausgeblutet dagelegen, und habe sich doch wieder erhoben, grösser und schöner als zuvor. Ich will nicht untersuchen, ob unsere heutige Lage nicht am Ende noch trostloser ist, als anno 1648; das scheint

mir eine bittere Frage, die zu beantworten ich gern andern überlasse. Aber das weiss ich und weiss ein jeder, der nachdenken will, dass es über 200 Jahre gedauert hat, bis die Erinnerungen an 1648 ausgelöscht und die Folgen der grossen Vernichtung von damals ausgeglichen wurden. Billig bezweifeln aber darf man, ob ein deutscher Patriot im Jahre 1648 — und es gab deren auch damals — sich getröstet gefühlt haben würde, wenn man ihm in Aussicht gestellt hätte, dass sein Vaterland 222 Jahre später eine glänzende Auferstehung erleben würde. Nicht in fernen, ungewissen Zukunftsträumen haben die Zeitgenossen des Grossen Kurfürsten und Leibnizens Trost gesucht, wenn sie dessen bedurften, sondern in rüstiger Arbeit und eifriger Pflichterfüllung, die der Gegenwart galt und eben darum auch der Zukunft am besten diente. Auch uns soll der Gedanke, an eine künftige Auferstehung unseres Volkes nicht einen matten Trost, sondern eine ernste und kräftige Mahnung bedeuten: wenn es eine Auferstehung geben kann, dann soll und muss es sie auch geben, und unsere Sache ist es, sie vorzubereiten, nicht erst morgen oder irgend einmal später, sondern von jetzt und heute an, ohne Säumen und Zagen, jeden Tag und jede Stunde. Wir tun es, indem wir den deutschen Geist lebendig und wach erhalten.

Täuschen wir uns nicht darüber, dass dies keine leichte Aufgabe ist. In der allgemeinen Not, von der wir ja erst den Anfang erleben, werden vielleicht gerade wir Akademiker es am schwersten haben, unsern Stand zu behaupten. Wo wir gewohnt waren, aus dem Vollen zu schöpfen, werden wir sparen, entsagen, wohl auch darben müssen. Aber das ist nicht die grösste Gefahr. Wo der Blutstrom des Geisteslebens voll pulsiert, steigern äussere Hindernisse seine Kraft. Die äussere Not der napoleonischen Zeit hat dem geistigen Schaffen der deutschen Nation nichts geschadet, vielleicht sogar genützt, indem sie Kräfte wachrief, die sonst nicht zu voller Wirkung gelangt wären. So brauchte auch uns der Blick auf die kommenden magern Jahre nicht zu schrecken. Die eigentliche Gefahr droht von innen her. Dass

wir es uns nur ehrlich eingestehen: wir müssen uns aufraffen, um wieder auf die geistige Höhe zu gelangen, die des deutschen Namens würdig ist. Den bisherigen Stand aufrecht zu halten, wäre zu wenig, es gilt ihn zu erhöhen, grössere Anforderungen an uns selbst zu stellen, mehr zu leisten als bisher, wenn wir tun wollen, was die Zeit von uns erwartet.

Wenn vor hundert Jahren der äussere Zusammenbruch ein Volk überraschte, das soeben in der vollsten Entfaltung seiner geistigen Fähigkeiten begriffen war, so ist es in unsern Tagen umgekehrt gewesen. Der Weltkrieg traf den deutschen Geist in einer Pause seines Schaffens. Zwar wurde Grosses, Bewundernswertes geleistet in Ausbau und Steigerung der äusseren Kultur, fieberhafte Arbeit herrschte in Technik, Industrie und Handel. Die Arbeit lohnte sich, der Wohlstand wuchs reissend schnell und erzeugte mit den Mitteln zur Befriedigung aller Wünsche zugleich neue, höhere Ansprüche. Aber was diese Welt immer ausschliesslicher beherrschte, das waren doch unverkennbar die materiellen Werte, während die ideellen mehr und mehr zum Schmuck des Lebens herabsanken. Man hätte mitunter meinen können, die Deutschen seien Amerikaner geworden oder auf dem Wege, es zu werden. Das geistige Schaffen liess nach, spärlicher und schwächer wurden seine Leistungen. Wir waren geistige Epigonen geworden, ein Volk der Geniesser und Verbraucher, das sich von den Zinsen der Vergangenheit nährte, ohne das ererbte Kapital durch eigne Schöpfungen merklich zu vermehren. Das Bewusstsein hiervon aber fehlte; statt dessen herrschte ein Ton der Ruhmredigkeit und Selbstverherrlichung, wie er schöpferischen Zeiten immer fremd gewesen ist.

Dazu bei so übertriebenem Selbstgefühl welche Abhängigkeit vom Ausland! Ausländische Kunst und ausländische Dichtung, Uebersetzungen oder Nachahmungen von französischen und englischen, russischen und chinesischen Mustern überschwemmten Buchhandel und Bühne, ausländische Vorbilder herrschten in Kleidung und Tanz, in Spiel und Lebensformen — nie hat ein grosses Volk sich so willig

jedem fremden Einfluss hingeben. Der deutsche Geist war schlafen gegangen.

Und wie stand es mit der Sittlichkeit? Wo war die alte Zucht und Ehrbarkeit geblieben, wo der viel gepriesene deutsche Idealismus? Wenn die Literatur für diese Dinge einen Massstab gibt, so kann die Antwort nur bedenklich lauten. Da musste freche Ausgelassenheit die Stelle des Witzes vertreten, und statt echter Empfindung machte sich ein selbstgefälliges Aesthetentum wichtig. Ueber alles aber breitete der schnell erworbene Reichtum seinen falschen Goldglanz.

Nun kam der Krieg und hob die eiserne Wurfschaufel, die Spreu vom Weizen zu sondern. Zunächst schien es, als hätten wir uns getäuscht, wenn wir im Gefühl unserer inneren Schwäche nicht ohne Besorgnis der grossen Hauptprüfung entgegensahen. Hoch auf loderte das Feuer der Begeisterung, seine Flamme schien alles zu verschlingen, was faul, wurmstichig und krank gewesen war. Aber der Eindruck schwand, je länger der Krieg dauerte. Nicht als ob die erste Begeisterung unecht gewesen wäre! Sie war so echt, so natürlich wie nur irgend eine elementare Empfindung, die aus den Tiefen der Volksseele in ausserordentlichen Zeiten hervorbricht. Aber sie war eine Steigerung über das natürliche Mass, eine Erhebung über sich selbst hinaus, eine Sturmflut, der die Ebbe langsam, aber sicher folgen musste, ein vulkanischer Ausbruch, der den Krater zum Erlöschen brachte.

Das haben wir nur allzulange nicht glauben wollen; und doch wurde es von Monat zu Monat, von Jahr zu Jahr deutlicher offenbar. Was nützten alle materiellen Riesenleistungen der Technik und alle Grosstaten des Heeres, wo die geistigen und sittlichen Kräfte der Nation den Aufgaben nicht gewachsen waren? Und so musste es wohl sein, wenn die politische Leitung von Anfang an versagte und ein besserer Ersatz trotz allen Suchens nirgends zu finden war; wenn unsere vielgerühmte Verwaltung, unsere gepriesene Organisation Fehler auf Fehler häuften und eigentlich keiner Aufgabe sich gewachsen zeigten; wenn das hässliche Wort, das anfangs nur verstohlen geflüstert,

dann immer lauter gerufen wurde, schliesslich auf allen Strassen und Märkten erschallte: Korruption! Wenn endlich, als die höchste Not hereinbrach, es sich herausstellte, dass die letzte Reserve der Volkskraft, auf die wir sicher gerechnet hatten, der trotzige, todbereite Vaterlandssinn der Massen, garnicht vorhanden war und statt des Volkskrieges der Verzweiflung ein Zusammenbruch kam, den zu schildern und zu kennzeichnen, wie er es verdient, man mir erlassen wolle! In jenen Tagen, da die Begriffe Mein und Dein ihre Geltung verloren und das Gebot „Du sollst nicht stehlen“ ausser Kraft gesetzt war; da die einfachste Pflicht nicht mehr begriffen wurde und Millionen von Eiden zerbrachen wie dürres Reisig; da die Treue, die altberühmte deutsche Treue wahrhaftig nur noch ein leerer Wahn geworden war — da konnten wir unserm Volk auf den Grund der Seele blicken: entsetzt starrten wir in einen Abgrund. Wir mögen darüber nachsichtig urteilen, von Massenpsychose und teilweiser Unzurechnungsfähigkeit reden, es bleibt doch die Tatsache eines ungeheuren Bankrotts, der ebenso schmerzlich wie beschämend ist, weil er einen Fehlbetrag an geistigen und sittlichen Kräften enthüllte, den niemand für möglich gehalten hätte, und der auch nicht möglich gewesen wäre, wären nicht schon vor dem Kriege Geist und Gewissen der Nation erschlaft und stumpf gewesen.

Wir werden die Folgen des Unheils nicht beseitigen, wenn es nicht gelingt, seine Ursache zu heben. Darum gilt es vor allem, den deutschen Geist zu neuem Leben und Schaffen zu wecken, und das deutsche Gewissen zu schärfen, in ernster Selbstbesinnung und strenger Selbsterkenntnis, in rastlosem, unverdrossenem Streben nach Veredlung und Vervollkommnung. Das ist heute die Pflicht jedes Gebildeten im Volke, in erster Linie aber ist es die Pflicht der deutschen Universitäten. Sie, die berufenen Pflege- und Pflanzstätten deutschen Geistes, sollen auch die Altäre sein, auf denen das heilige Feuer von neuem entzündet und sorgsam unterhalten wird, dass es nicht wieder erlösche. Wenn sie versagen sollten,

wäre die Zukunft trostlos. Denn wenn das Salz der Nation dumm würde, womit wollten wir salzen?

Gross ist die Aufgabe, ungeheuer schwer ihre Erfüllung; wir sollen mehr leisten mit geringeren Mitteln. Aber es muss sein! Gilt es doch, den deutschen Geist wieder zu Ehren zu bringen in aller Welt. Unter der Flut von Beschimpfung und Verleumdung, die uns von allen Seiten entgegenspritzt, soll ja auch das geistige Schaffen der Deutschen begraben und verschüttet werden. Auch auf deutsche Wissenschaft und Kunst will man die Achtung alles Deutschen ausdehnen. Wir haben dagegen keine andere Waffe, als dass wir Leistungen vollbringen, an denen die Welt nicht vorübergehen kann. Jüngst ist dem ganzen Volk von weithin sichtbarer Stelle zugerufen worden, zu arbeiten und Werte zu schaffen für den Austausch mit der Aussenwelt. Der so sprach, hat nach seiner Art wohl nur an materielle Werte gedacht, aber sein Wort gilt darum nicht weniger auch für den geistigen Austausch. Geistige Werte zu schaffen, die die Welt nicht wird entbehren können, das ist jetzt unsere, der geistigen Arbeiter Aufgabe. Wenn die Universitäten darin nicht vorangehen, verdienen sie ihren ererbten Ehrenplatz allerdings nicht mehr. Sie waren bisher in der ganzen Welt geachtet, bewundert, nachgeahmt; sie sollen und werden auch künftig wieder dem deutschen Geiste die Achtung der Welt erobern.

Doch näher noch als dies liegt uns für jetzt und heute, höher steht uns eine andere Aufgabe, die wir am eigenen Volk zu lösen haben: das kommende Geschlecht zu bilden und zu erziehen, dass es allem Druck zum Trotz, den die schwere Zeit ausüben wird, stärker und besser werde als das abtretende.

Es gilt, uns wieder an grössere Massstäbe für geistiges Schaffen, an strengere für sittliches Handeln zu gewöhnen, gerade jetzt und in der nächsten Zeit, wo nach den ungeheuren seelischen Anstrengungen der Kriegszeit die natürliche Abspannung einsetzt und im Verein mit der materiellen Not unser geistiges Leben mit Stillstand und Rückgang bedroht. Wir sind gleichsam der Gefahr des geistigen Erfrierens aus-

gesetzt; auch dagegen gibt es keinen andern Schutz, als dass man sich rege und bewege mit verdoppelter Kraft. Die Stunde ist kritisch: nur jetzt nicht einschlafen! Käme es dazu, wer weiss, ob es jemals wieder ein Erwachen gäbe.

Soll die nächste Zukunft, ja die ganze Zukunft auf absehbare Zeit nicht schal und öde werden und zu allem andern nicht auch der geistige Tod hinzutreten, der das deutsche Volk, wie es politisch und wirtschaftlich schon der Fremdherrschaft verfallen ist, auch geistig — vielleicht für immer — seiner Selbständigkeit berauben würde, ohne Hoffnung auf Befreiung, ohne Möglichkeit der Auferstehung — soll diese Gefahr des ewigen Todes gebannt werden, so bedürfen wir einer geistigen Erneuerung.

Erneuerung — wir hören das Schlagwort freilich alle Tage und auf allen Gassen, als ständen wir mitten drin in hoffnungsreichen Wandlungen, als blühte neues Leben schon aus den Ruinen des umgestürzten alten Wesens. Ja, wenn wir Worte für Taten nehmen könnten! Es ist wahr, die alten Formen hat man zerschlagen, neue zu ersinnen ist man eifrig beflissen. Auch wir, die Universitäten sollen ja mit „zeitgemässen“ Reformen beglückt werden. Wir wollen uns gegen wirkliche Verbesserungen nicht sträuben und jede Aenderung als einen Fortschritt begrüßen, sofern wir dadurch fähiger werden, unsere hohe Aufgabe zu erfüllen: mitzuarbeiten an der Erziehung der Nation, dass aus einem träumenden, tändelnden, schwatzenden und geldverdienenden Volke wieder ein ernstes, denkendes und strebendes werde, das bereit ist, wenn einmal wieder seine Stunde schlägt, sich zu erheben, die Schande von 1918 abzuwaschen und sein Recht und seinen Rang unter den Völkern der Erde als freies, starkes und ebenbürtiges Volk zurückzufordern. Neue Formen allein werden uns das nicht bringen, und auch das nicht, was sich so selbstgefällig den neuen Geist nennen lässt, und was in Wahrheit ja nur derselbe Geist ist, der zu unserem Schaden längst schon unter uns umging und sich jetzt vollends ungehemmt Geltung zu verschaffen sucht. Nein, wenn es eine wahre

Erneuerung geben soll, so werden wir von innen heraus arbeiten müssen und uns wieder auf die Tugenden besinnen, die vormalig den Ruhm und die Stärke der Deutschen, zuvörderst aber der deutschen Universitäten ausmachten: schlichte Sachlichkeit, bescheidenen Ernst, unerbittliche Wahrhaftigkeit, strenge Treue im Kleinen und unermüdliches Streben nach dem Höchsten; vor allem aber den echten, alten deutschen Idealismus, der bei geistiger Arbeit nicht nach Nutzen und Gewinn fragt, weil er sie als eine Pflicht empfindet, deren Erfüllung ihm ein Bedürfnis ist, Lust und Lohn zugleich. Da mögen denn Formen und Aeusserlichkeiten fallen, wo sie hinderlich sind — wir werden auch Liebgewordenes opfern und vollends die geilen Triebe gern entfernen, die unser akademisches Leben seit Jahren schon zu überwuchern drohten. Den wortlauten und übergeschäftigen Herolden der sogenannten neuen Zeit aber müssen wir zurufen: *Neuerung ist noch nicht Erneuerung!* Wer erneuern will, was verdorben ist, der muss zurückgreifen auf das Ursprüngliche. Nur in der Rückkehr zum echten, alten Wesen liegt unsre Hoffnung auf eine bessere Zukunft. Nur wenn sie den Saft aus der Wurzel zieht, kann die Pflanze neue Triebe ansetzen. Unser armes deutsches Vaterland gleicht heute einem Baum, dessen Stamm selbst abgehauen ist. Soll irgend einmal ein neuer Stamm sich bilden, so müssen die Schösslinge aus der Wurzel kommen. Wo die Gegenwart tot und die Zukunft finster ist, da kann nur im Wiederanknüpfen an die Vergangenheit mit ihren grossen, guten und schönen Ueberlieferungen die Kraft zu neuem Leben wachsen.

So ist es noch immer gewesen, wo ein Volk sich aus Knechtschaft und Niedrigkeit wieder erhob. Aus ihrer grossen Vergangenheit schöpften die Griechen, die Italiener den Glauben an die Zukunft, der sie auch im tiefsten Unglück nicht ganz untergehen liess, aus ihr kam ihnen schliesslich der Antrieb und die Kraft zur Auferstehung. „Der wahre Patriotismus — so hat ein bedeutender Franzose bald nach 1870 gesagt, um seinen Volksgenossen nach der Demütigung eines verlorenen Krieges den Mut zu neuem Streben zu stärken — der wahre Patrio-

tismus ist nicht Liebe zur heimatlichen Scholle, er ist Liebe zur Vergangenheit, Achtung vor den Geschlechtern, die vor uns waren, und das Bedürfnis, es ihnen gleich zu tun!“ Ein tiefes, unendlich wahres Wort. Das Volk, das seiner grossen Ahnen vergisst, das nicht mehr stolz ist auf sie und nicht mehr die Pflicht fühlt, ihrer würdig zu sein, hat keinen Patriotismus mehr; wenn es seine Vergangenheit aufgibt, hat es zugleich seine Zukunft verloren, seine Rolle ist ausgespielt.

Auch das deutsche Volk hat den Weg aus der Erniedrigung nach 1806 und 1815 gefunden, indem es den Sternen seiner grossen Vorzeit folgte. Im Liede vom schlafenden Kaiser, der auf den Tag seiner Wiederkunft wartet, sprach sich damals die Sehnsucht aller denkenden Patrioten aus. Es wird auch in Zukunft nicht anders sein können. Freilich, Barbarossa und die Erinnerungen an das heilige römische Reich können nicht noch einmal diesen Zauber üben. Aber ein anderes Reich mit einem andern Kaiser wird mit der Zeit — die Dinge selbst werden dafür sorgen — und vielleicht gar bald schon dem geistigen Auge der Deutschen erscheinen als das verlorene Paradies, das unseres Volkes Seele suchen wird, in schmerzlichem Heimweh umherirrend ohne Rast und Ruh, bis sie den Eingang wieder gefunden hat. Je schlimmer die Not der kommenden Jahre sein wird, um so heller wird die Erinnerung strahlen an die leider, ach, so kurze Zeit, wo Deutschland einig und stark, von den Nachbarn gefürchtet, geachtet, bewundert und beneidet war, wo Handel und Wandel gediehen, die deutsche Flagge auf allen Meeren wehte und der Reichtum sein Füllhorn ausschüttete über Stadt und Land, wo Recht und Ordnung überall galten und man daran denken konnte, die Idee der sozialen Gerechtigkeit ihrer Erfüllung entgegenzuführen; wo geistige Bildung nicht mehr das alleinige Vorrecht der Begüterten war, wo es wirkliches Elend nirgends gab und auch der einfachste Arbeiter neben reichlichem Brot sorgsame Fürsorge für ein menschenwürdiges Dasein fand.

Das Heimweh nach dieser guten alten Zeit wird bald überall von selbst erwachen, und dann auch das Verlangen: zurück zu ihr! Lassen

wir die Zeit ihr Werk tun, und tun wir indessen unsere Pflicht: das Bild der Vergangenheit zu hüten, dass es nicht zertrümmert und nicht befleckt werde von giftigem Neid und bösem Hass. Ehren wir unsere Ahnen, indem wir ihr Andenken lebendig erhalten, noch mehr aber, indem wir ihnen nacheifern und ihnen zu gleichen trachten, den grossen Männern der grossen guten alten Zeit, vom Freiherrn vom Stein bis zum Fürsten Bismarck, von Friedrich dem Grossen bis zu Wilhelm I, den Helden der deutschen Nation, die ihr das stolze Haus errichteten, in dem sie eine kurze Zeit sicher, froh und glücklich, ja, nur zu glücklich gelebt hat.

Und wenn eines Tages — er ist vielleicht nicht mehr gar so fern — die Nacht der Gegenwart schwarz genug sein wird, dass diese Sterne auch dem blödesten Auge leuchten; wenn der Lügendunst und Phrasenqualm, die jetzt den Himmel verdecken, sich verzogen haben und der Blick zur Wahrheit wieder frei sein wird: dann wird neben den alten ein neues, junges Sternbild am Firmament unserer Geschichte erstrahlen: der grosse Krieg von 1914. Dass Deutschland imstande war, vier Jahre lang an der Seite schwacher, hilfsbedürftiger Bundesgenossen der ganzen Welt Stand zu halten, kleinere Gegner in den Staub zu strecken und die grösste Festlandsmacht vollständig zu zertrümmern, — das schon wird späteren Geschlechtern als ein Wunder der Grösse und Kraft erscheinen, dem nichts in allen Jahrhunderten zu vergleichen ist. Sie werden nicht müde werden, den Erzählungen zu lauschen von dem unermesslichen Heldentum, das deutsche Kraft vollbrachte, und dem unerschöpflichen Dulden, das deutsches Pflichtgefühl ertrug, in den Sümpfen Polens und im Schnee der Karpathen, auf Flanderns Gefilden und in den Schluchten der Vogesen, in der Sonnen-
glut Ostafrikas und auf dem Eise Finnlands. Immer aufs neue werden sie die Kunde vernehmen wollen von Lüttich und von Tannenberg, von Hermannstadt und von Karfreit, von der Somme und von Langemarck, von den Dardanellen und vom Skagerrak, und die Namen Weddigen, Graf Spee, Lettow-Vorbeck, Mackensen und Hindenburg werden in ihren

Ohren einen Klang haben, wie für uns, da wir jung waren, die Namen Hektor und Achill. Diese stolzen Erinnerungen werden nicht das Vorrecht enger Kreise, nicht eines Standes oder Stammes, sie werden das Besitztum des ganzen Volkes sein. Kein Dorf und keinen Hof, kein Schloss und keine Hütte wird es geben, wo man nicht sagte: auch von den Unsern waren welche dabei, auch unsere Ahnen haben unter Hindenburgs Fahnen gekämpft und mit Mackensen gesiegt, und so mancher von ihnen ist nicht mehr heimgekehrt. Wahrlich, es ist dafür gesorgt, dass diese Erinnerungen nicht verblassen. Mag der Thukydides ausbleiben, der sie erzähle, der Homer, der sie besinge — wir hoffen, sie werden nicht fehlen; aber auch wenn sie fehlten, was läge daran? Der Heldenkampf, an dem das ganze Volk teilgenommen, ist auch dem Gedächtnis des ganzen Volkes für immer unauslöschlich eingeprägt, und sollte es jemals in Gefahr kommen, seiner zu vergessen, die Geister der Gefallenen würden ihm keine Ruhe lassen.

Drum — mag es uns heute auch scheinen, als wären all die ungeheuren Opfer dieser qualvollen Jahre umsonst gewesen — die Zukunft wird anders darüber urteilen. Die Opfer, die wir gebracht, sind das Erbteil der Nachkommen, von dessen Ertrag sie leben, an dem sie sich stärken werden, Jahrzehnt um Jahrzehnt, Geschlecht um Geschlecht, bis einst der Tag erscheint, wo auch diese blutige und tränenreiche Aussaat aufgeht und reift, will's Gott, zu reicher Ernte.

Wie lange es dauern wird? Ob einer von uns den Anfang noch erleben wird? Fragen wir nicht danach! Inzwischen heisst es: hoffen und arbeiten! Wenn auch die Gegenwart noch so finster, die Nacht noch so endlos erscheinen sollte, das Ziel nicht verlieren, den Glauben nicht fahren lassen, der seiner Sache gewiss ist, auch ohne zu sehen!

So lassen Sie uns zurückkehren zur gemeinsamen Arbeit des Tages, im Bewusstsein der grossen Pflicht, die unser aller im Angesicht der Jahrhunderte wartet: ein neues Geschlecht zu erziehen im Geiste der grossen Vergangenheit, ihrer würdig und würdig der grossen Vorfahren, ein Geschlecht, das mit Kindern und Enkeln immer höher

emporwachse an geistigem Wuchs, das hineinwachse in die gewaltige Aufgabe der Zukunft, die Auferstehung der deutschen Nation.

Mag der Weg auch noch so lang, das Ziel noch so fern dünken — uns braucht das nicht zu schrecken. Wir wollen an die Zukunft denken und für die Gegenwart handeln. Der Weg selbst wird uns das Ziel sein und jeder Schritt vorwärts die Genugtuung geben, dass wir unsere höchste Pflicht für die Ewigkeit erfüllen, indem wir der schlichten Forderung des Tages genügen.

Wer sich zu diesem Vorsatz bekennt, der stimme ein mit mir in den Ruf: Deutschland, das künftige, das auferstehende, das ewige Deutschland — es lebe hoch!

Eure Magnifizenz! Sehr geehrte Herrn Professoren!
Liebe Kommilitonen!

Im Namen der Studentenschaft habe ich Seiner Magnifizenz, dem Herrn Rektor für die Worte der Begrüssung zu danken.

„Wir hatten gebauet
Ein stattliches Haus,
Und drin auf Gott vertrauet
Trotz Wetter, Sturm und Braus.
Sie lugten, sie suchten
Nach Trug und Verrat,
Verleumdeten, verfluchten
Die junge grüne Saat.“

So sang der junge Burschschafter vor 100 Jahren, als der Verband, dem er angehörte, der ihm seine Ideale verkörperte, gewaltsam vernichtet wurde. Es war im Jahre 1815. Das deutsche Volk, verarmt und entkräftet durch Napoleons Raubkriege, hatte mit einer Anspannung ohnegleichen die Weltmacht des Imperators vernichtet. Und nun, wo es sich am Ende seiner Leidensjahre wähnte, sah es sich infolge der Ränke einer überlegenen Diplomatie um seine Hoffnungen betrogen. Traurig sahen die Aelteren, voll Empörung die Jungen, dass die Selbstsucht regierender Fürstenhäuser die Wiederaufrichtung des alten heiligen römischen Reiches deutscher Nation und damit die Einigung des deutschen Volkes zu hintertreiben gewusst hatte. Da waren es die jungen Akademiker, die, bisher streng nach Landsmannschaften gesondert, sich zusammenschlossen, um die Einheit des Reiches dadurch herzustellen, dass sie sich selbst einigten, die sie dereinst Führer des deutschen Volkes zu werden hofften. Schwere Zeiten der Verfol-

gung kamen. Und dennoch! Der Gedanke an ein einiges, mächtiges Reich hatte Wurzel gefasst, und die Studenten waren seine Hauptträger. Unsägliche Leiden haben die jungen Leute erdulden müssen und sind dennoch ihren Idealen treu geblieben. In stiller, emsiger Arbeit haben sie das Ihrige dazu getan, ihre Wünsche, ihre Hoffnungen dem ganzen Volke mitzuteilen. So wurden die Ideale der Burschenschaft die der akademischen Jugend und des deutschen Volkes.

Und jetzt stehen wir wieder vor den Trümmern dessen, was unser Stolz und unsere Freude war. „Wir hatten gebauet ein stattliches Haus.“ Und dieses Haus ist zerfallen. Das deutsche Reich, für das unsere Vorgänger gelebt und gelitten, liegt jetzt am Boden, wehrlos, freundlos, von inneren Krämpfen geschüttelt, preisgegeben der Rache seiner übermütigen Feinde. Und wir, die wir 4 Jahre lang mitangesehen und miterlebt haben, welcher ungeheuren Leistungen unser Volk fähig ist, sind jetzt ebenso wie unsere Vorgänger vor 100 Jahren um all unsere schönsten Hoffnungen betrogen. Wir betrauern viele unserer Kommilitonen, die seit 1914 mit uns in jugendlicher Begeisterung hinausgezogen waren, ja in trüben Stunden haben wir sie wohl auch beneidet, die nicht mitzerleben brauchten, dass alles umsonst gewesen.

Aber solchen Gedanken dürfen wir nicht Raum geben. Wir jungen Akademiker haben nicht nur die Berechtigung, wir haben auch die Pflicht, uns nicht niederdrücken zu lassen. Wir müssen mutig in die ernste Zukunft schauen, müssen bereit sein, den Opfern an Gesundheit und Zeit, die wir in den letzten vier Jahren gebracht haben, noch weitere hinzuzufügen.

Denn auf uns beruht die Zukunft unseres Volkes. Die grossen Bildungsmöglichkeiten, die uns Schule und Hochschule bieten, verpflichten uns zugleich, den dort erworbenen weiteren Blick auszunutzen, um bewusst Führer zu werden. Wir wollen heute, wo alles nach mehr Rechten schreit, uns in vollem Masse dessen bewusst sein, dass wir zunächst einmal Pflichten haben. Von vielen Seiten haben wir vor dem Kriege die Klage gehört, dass ein hohler Materialismus

das ganze Volk durchseuchte, dass überall krasseste Selbstsucht sich breit machte. Die Freiheit der Persönlichkeit war eins der Hauptschlagwörter. Es war doch so bequem, eine Pflicht nicht anzuerkennen und damit für sich aus der Welt zu schaffen. Denn die Pflichten, die die unveräusserlichen Rechte des Einzelmenschen begleiten und mit ihnen untrennbar verbunden sind, empfanden die meisten als eine neue Fessel.

Und sind nicht gerade unsere Kreise dabei beteiligt gewesen? Auf der Jagd nach dem Vergnügen, von Luxus und Wohlleben abgelenkt, versäumte der Akademiker seine höchste Aufgabe: Führer zu sein. Wir können nicht leugnen, dass die meisten Angehörigen unserer Kreise dem Laufe unserer Entwicklung, den Unterströmungen im Volke mit unverantwortlicher Gleichgültigkeit gegenübergestanden haben. Wohl gab es solche, denen es ernst war, doch sie standen allein. Wohin sie sich um Hilfe wandten, da fanden sie im besten Falle Geld — als ob die grösste Summe auch nur annähernd die liebe- und verständnisvolle Mitwirkung eines einzigen Menschen ersetzen könnte. Freilich, wo man um sich hörte, da bekannten sich Tausende und Abertausende zu Idealen. Aber wenn es galt, für dieses Bekenntnis ein Opfer zu bringen, dann stellten sie sich schleunigst auf den Boden irgend einer neugegebenen Tatsache, und es war aus mit den Idealen.

Und wir selbst? War nicht das Leben vieler von uns im Frieden eine ununterbrochene Kette von Vergnügungen, ein unsinniger Luxus? Soll das so bleiben? Nein! Wir müssen uns endlich unserer Pflicht bewusst werden. Gerade infolge unserer umfassenderen Bildung dürfen wir uns nicht dazu hinreissen lassen, zu glauben, dass wir nun überall handelnd eingreifen müssten. Wir wollen nicht vergessen, dass wir noch nicht reif dazu sind, dass wir noch Schüler sind. Deshalb können wir noch nicht Führer sein wollen, wohl aber muss sich unser ganzes Streben darauf richten, uns zu Führern zu erziehen. Dazu gehört Arbeit, Arbeit und wiederum Arbeit, ernsteste Arbeit, für uns

und an uns. Wir wollen uns klar sein, dass unser späteres Leben ein Kampf sein wird, in dem nur der gut Gerüstete bestehen kann.

Aber wir dürfen nicht in den Fehler verfallen, die Zeit auf der Hochschule nur für das Examen, nur für den Beruf zu arbeiten, wir müssen uns auch mit all den grossen Hilfen, die sich uns bieten, eine klare Weltanschauung erwerben, die den Grundstein und Kern unserer ganzen Weiterentwicklung bilden kann. Und das Leitmotiv dieser Weltanschauung muss sein: Ich bin und bleibe ein Deutscher! Komme was kommen mag, ich stehe zu meinem Vaterlande! Der Stolz auf unser Volkstum, der von jeher allzu schwach entwickelt war, hat durch die Ereignisse der letzten Zeit einen neuen, schweren Stoss erlitten, der sein Todesstoss werden wird, wenn wir uns nicht unserer Pflicht bewusst sind, wenn wir nicht unserem Volke Tag und Nacht ins Bewusstsein hämmern: „Bedenke, dass Du ein Deutscher bist!“

Wir müssen jetzt viel mehr als früher die Träger einer Selbsterziehung werden, einer Erziehung, die sich wohl nebenbei auf Aeusserlichkeiten erstrecken mag, in der Hauptsache aber die Kommilitonen zu geraden und aufrechten Männern macht. In freier Aussprache an geselligen Abenden, im Kreise gleichgesinnter Altersgenossen unter Hinzuziehung führender Männer können die vorhandenen Verbindungen, und sie wohl noch mehr als andere Kreise, dem jungen Studenten gewaltige Möglichkeiten zu seiner Weiterentwicklung bieten. Doch vermögen sie so, wie sie vor dem Kriege waren, dieses nicht; denn sie müssen, wo es nottut, den Trägen und Gleichgültigen aufrütteln, müssen auch solche Sachen zurückdrängen, die den Hang zur Oberflächlichkeit unterstützen. Das ist vor allem der Formenkultus und die sogenannte alkoholische Gemütlichkeit, gegen die wir vorgehen müssen. Formen müssen sein, doch sind sie nur ein Rankenwerk, das niemals den wahren Kern ersticken darf. Gerade die Geselligkeit war von kleinlichsten Formeln überwuchert, und so war es kein Wunder, wenn sie verflachte. Auch dürfen wir nicht auf demselben Standpunkt beharren, wie weiteste Kreise unseres Volkes, die es für notwendig halten, jetzt zu tanzen

und Feste zu feiern. Damit soll nicht gesagt sein, dass wir nun unsere Jugend verkümmern sollen. Wir haben auch unser Recht auf Freude, solange wir jung sind, aber es lassen sich doch wohl edlere Formen finden, Freude an Wanderung in der herrlichen Umwelt, an der Kunst, am Gesang, am Sport. Doch dürfen wir bei alledem nicht vergessen, dass wir von dem Gelde leben, das unsere Väter sich in saurer Arbeit erwerben müssen; deshalb soll sich unsere Freude nur in Formen abspielen, die unserer damit geschaffenen Stellung würdig sind.

Es ist in letzter Zeit vielfach die Frage aufgeworfen, ob denn das Tragen von Farben bei der Studentenschaft überhaupt noch zeitgemäss sei. Ja, man hat sich nicht gescheut, das Aufsetzen von Farben mit Maskeraden auf eine Stufe zu stellen. Man sollte doch nicht vergessen, dass die Träger der Farben in vier schweren Jahren gereift und zu Fastnachtsscherzen wenig geneigt sind. Vielmehr sind ihnen ihre Farben ein Bekenntnis zu den Pflichten, die die Pflichten des ganzen akademischen Standes sein sollten und die der Verbindungsstudent in besonderem Masse auf sich nimmt. Sie sollen ihnen auch keine Ueberhebung sein, kein Anspruch, dass der Träger besser sei als Andere. Sie sind auch nicht ein Ausdruck der Jugendfreude und des Jugendübermutes, sondern sie sind das Symbol der besten und höchsten Traditionen, und an diesen wollen wir festhalten, sind sie doch die Richtlinien, nach denen wir auf dem gegebenen Grundstein weiterbauen.

Zu ihnen gehört aber nicht alles, was überliefert ist, von dem müssen wir rücksichtslos fallen lassen, was sich nicht bewährt hat. Die Traditionen stellen die Verbindung her zwischen uns und unsern Vorgängern, doch dürfen sie nicht gedankenlos übernommen, sie müssen vielmehr immer wieder neu erarbeitet werden. Sie sind für uns verkörpert in unseren Farben und zu ihnen bekennen wir uns, wenn wir Farben tragen.

Es ist schon von verschiedenen Seiten versucht worden, die Studentenschaft auf ein politisches Programm festzulegen. Das ist ein

Unding, denn eine politische Ueberzeugung beruht auf einer selbst-
erarbeiteten Weltanschauung. Und diese können wir noch nicht haben,
wenn wir ins akademische Leben eintreten. Wohl aber können und
müssen wir verlangen, dass jeder, der zu uns gehört, unbedingt auf
dem Boden des Deutschtums steht.

So sehen wir denn unseren Weg klar vorgezeichnet. Wenn wir
uns unserer Pflicht bewusst werden, Führer zu werden, und mit unserem
Geiste das ganze Volk zu erfüllen, dann wird die Zeit kommen, wo der
Alte im Sachsenwalde aus seiner Gruft steigt und uns das verlorene
Paradies wiederbringt.

Durch! Vorwärts! Aufwärts! Dort ist das Ziel!

Darum: „Mag denn das Haus zerfallen
Was hats da für Not!
Der Geist lebt in uns allen
Und unsre Burg ist Gott!“

